

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Text]

## Henry Ganier-Tanconville †

1845 – 1936

*Letztes Jahr verlor der «Grosse Strassburger Hinkende Bote» seinen ältesten und verdienstvollen Mitarbeiter, Herrn Ganier-Tanconville. Sein Leben, seine Liebe zum Elsass, wie seine getreue Anhänglichkeit an unseren alten Kalender, sollen in folgenden biographischen Zeilen unseren Lesern als wohlverdienter Nachruf für seine langjährige und umfangreiche Tätigkeit dienen.*

Am 20. September 1936 entschlief sanft in Baume-les-Dames, im Alter von 91 Jahren, Herr H. Ganier-Tanconville, welcher als getreuer Mitarbeiter unseres Kalenders während eines halben Jahrhunderts, den grossen Strassburger Hinkenden Boten beseelte.

Er entstammte einer angesehenen, altelsässischen Familie und verdient um so mehr seinen Ehrenplatz in unserem Kalender, als er in unseren Herzen durch seine lebendigen, historischen Erzählungen hindurch, die Liebe zur Vergangenheit und unsere Anhänglichkeit an das Elsass und das Vaterland, das schöne Frankreich, zu entfachen wusste.

Am 29. Juli 1845 wurde er während eines Aufenthalts seiner Eltern in Lunéville, geboren. Sein Vater, aus Wisches gebürtig, war Königlich Domänen-Inspektor. Sein Grossvater war, wie seine drei Grossonkel, Offizier, und als solcher

dem Stab des Marschalls Bernadotte, Prinzen von Ponte-Corvo, zugeteilt. Natürlich wirkten die Berichte und Erzählungen dieser alten Offiziere, welche beinahe alle Feldzüge unter Napoleon I. mitgemacht hatten, auf das Gemüt des jungen Ganier ein und entfachten dessen Leidenschaft und Liebe für das Militär und für alles, was mit der Geschichte Frankreichs und des Elsasses zusammenhing.

Die Familie Ganier bewohnte in der Blauwolkengasse in Strassburg dasselbe Haus wie die Familie des Malers Gustave Doré, welche mit ihr eng befreundet war. Später siedelte die Familie Ganier in den Goldgiessen über.

Nachdem der junge Ganier mit 18 Jahren sein Baccalauréat absolviert hatte, wünschte er die Offizierslaufbahn einzuschlagen, wurde jedoch durch den väterlichen Willen daran verhindert. Der Vater bestimmte ihn dem Rechtsstudium



M. Henry Ganier-Tanconville in seinen letzten Lebensjahren.

te, wünschte er die Offizierslaufbahn einzuschlagen, wurde jedoch durch den väterlichen Willen daran verhindert. Der Vater bestimmte ihn dem Rechtsstudium

und so wurde er Schüler Fustel de Coulanges, mit welchem er auch späterhin noch lange freundschaftliche Beziehungen pflegte.

Oft verbrachte der junge Ganier seine Ferien bei der seinen Eltern nahe befreundeten Familie Zelger-Utenberg in Luzern, wo er seinen ersten Malstudien, unter der Leitung von Herrn Zelger, oblag, und wo zugleich seine nie erlöschende Liebe zur Schweiz, deren Geschichte und Traditionen erwachte. Trotz seiner Vorliebe für Malerei und Militär, gelang es ihm, seine juristische Lizenz zu erreichen, und wir finden ihn, kurz darauf, als jungen Advokaten am kaiserlichen Gerichtshof in Colmar.

Als er sich dem Prokurator in Colmar, einer hochstehenden Persönlichkeit, vorstellen wollte, ereignete sich eine jener kleinen Szenen, welche er treu in seiner Erinnerung hütete und reizend wiedererzählen konnte:

Kurz um die Mittagszeit stellt sich Henry Ganier beim Prokurator ein, wo bereits ein köstlicher Bratenduft ihn willkommen heisst. «Haben Sie schon zu Mittag gegessen, junger Mann?» war die erste Frage des Prokurators, welche eine Einladung zu Tische vermuten liess. Auf die verneinende Antwort unseres jungen Kandidaten und die erfreuliche Aussicht auf ein gutes Essen, erhielt er den kurzen lakonischen Bescheid: «Nun, gehen Sie in diesem Falle erst essen und kommen Sie nachher wieder», worauf sich die Türe vor dem schwer Enttäuschten schloss.

Wenige Jahre später überstürzten sich die Ereignisse, welche mit dem Kriege 1870—71 enden sollten. Dies jedoch ist ihm die willkommene Gelegenheit, endlich die Waffen ergreifen zu dürfen. Er engagierte sich als Lieutenant beim 2. Bataillon der Mobilgarden des Oberrheins und wurde der Garnison von Breisach zugeteilt. Während der Belagerung nahm er an der Verteidigung der Festung regen Anteil, musste aber schliesslich das Los der Besatzung bei der Uebergabe des Platzes teilen. Zuerst wurde er einem Gefangenenlager bei Leipzig zugewiesen, konnte jedoch nach einiger Zeit die Erlaubnis zum Aufenthalt in Fessenbach (Baden) erhalten, wo er mit seinem Freunde, dem Capitaine Grouvel, auf dem Gute der

Familie von Seebach, mit welcher er verwandt war, die Gefangenschaft teilte. Er erinnerte sich gern mancher Jugendstreiche, welche die beiden Freunde der überwachenden Gendarmerie im damaligen Grossherzogtum Baden lieferten.

Kurz nach Friedensschluss kam er, traurigen Sinnes, nach seinem geliebten Strassburg zurück, welches er in Trümmern und von deutschen Truppen besetzt, vorfand. Schliesslich zog sich seine Familie 1872 nach einem Privatbesitz in Tanconville (heute Arrondissement Lunéville) zurück. 1877 schloss er mit Mlle Arnold aus Strassburg den Bund der Ehe, welche mit zwei Söhnen gesegnet wurde. Nicht allzu lang war ihm dieses Glück beschert, denn sie starb schon im Jahre 1892. Bald darauf erfolgte seine Ernennung zum Untersuchungsrichter in Nancy, welcher 1893 der Entschluss folgte, seine Magistratslaufbahn zu beschliessen.

Bereits seit langem drängten ihn seine Liebe zum Elsass, das Heimweh nach seinem alten Strassburg zur Rückkehr. Er entschloss sich endgültig 1893 und nahm als Kunstmaler seinen Wohnsitz in der Robertsau, vor den Toren Strassburgs. Hier sollten die meisten jener Werke entstehen, welche unter dem Pseudonym «Tanconville» seinen Ruf als Schriftsteller und Künstler begründen halfen.

Während zwanzig Jahren, von 1894 bis 1914, hielt er hier treu die Erinnerung an sein französisches Vaterland aufrecht. Die Kriegserklärung 1914 überraschte ihn während eines Aufenthaltes in Tanconville, von wo er im letzten Augenblick, bereits von deutschen Kugeln verfolgt, flüchten konnte. Er konnte sich noch nach Genf in Sicherheit bringen und auf diese Weise die Zwangshaft in einem Gefangenenlager vermeiden. Dort wurde ihm auch die Plünderung seines Familiensitzes in Tanconville bekannt. Schliesslich konnte er sich zu seinem ältesten Sohne nach Chambéry begeben. Nachdem derselbe 1917 als Capitaine im 140. R. I. den Tod für das Vaterland gestorben war, zog er sich endgültig nach Baume-les-Dames (Doubs) in das dortige Hospiz zurück, welches er bis zu seinem Tode bewohnen sollte.

Dort, in jener reizenden, kleinen Sous-Préfecture zwischen Montbéliard und Besançon, wusste nun dieser einzigartige Mensch, während zwanzig Jahren, durch seine gewinnende Lebenswürdigkeit, sein höflich-freundliches Entgegenkommen, seine unermesslichen Kenntnisse sich die Liebe und Achtung Aller zu sichern.

Seine nie versagenden Erinnerungen und Auskünfte, seine natürliche Lebhaftigkeit und Güte gewannen ihm rasch die Herzen seiner näheren Umgebung, ja der ganzen Einwohnerschaft, und erlaubte den abwesenden Freunden einen intensiven Briefwechsel mit ihm zu unterhalten. Seine Briefe waren oft wirkliche Meisterwerke vollendeten Briefstils und der Umgangsformen. Wir können der Versuchung nicht widerstehen, seine Persönlichkeit aus einem dieser Briefe, selbst sprechen zu lassen.

Am 5. September 1932 dankte er folgenderweise für die Ueberreichung eines Buches über die Provence:

«Wie reizend und entzückend ist Ihr Gedanke, dieses Buch, welches dem alten Tanconville bestimmt ist, mit dem herrlichen Lied des Dichters «Au Soleil de Provence» zu dedizieren. Sie ist eine der Gegenden, welche ich am meisten liebe; ich habe sie bewohnt und kreuz und quer durchwandert. Ihr Reiz und feinfühliges Poesie haben mich ganz umspinnen.

Und nun, dank Ihrer Lebenswürdigkeit, werde ich abermals eine Reise ins Land des guten König René, der Liebeshöfe und Mistral's machen können; dort werde ich das alles vergoldende Licht, das ewig blaue Meer, die Atmosphäre im Lavendelparfum wiederfinden und die Grille wieder zirpen hören.»

Am 7. April 1933 schrieb er von dem, 1934 im Hinkenden Boten erschienenen, Aufsatz über «Catherine Huebscher»:

«Es ist eine Hymne auf das grosse französische Vaterland und die engere elsässische Heimat, die Scholle unserer Rasse. Es ist ein zugleich starkes und zärtliches Gedicht wie eines jener unserer Lieder, welches die schönen Elsässer Mädchen am Sonntag abend, bei Sonnenuntergang, leise anstimmen und sich dabei an den Händen halten.»

Das sowohl als Schriftsteller, wie als Künstler von Henri Ganier hinterlassene

Werk umfasst eine bedeutende Reihe bereits seltener und gesuchter Bücher und Schriften.

Hier seien einige der wichtigsten angeführt:

Das älteste, «Costumes des Régiments et Milices des anciennes provinces d'Alsace» etc. erschien bereits 1882. Ein Jahr später veröffentlichte er bei Berger-Levrault in Nancy, zugleich mit E. Tufferd, die «Recits et Légendes d'Alsace»; sodann 1889 bei demselben Verlage das «Voyage aux Châteaux historiques des Vosges» in Zusammenarbeit mit seinem Freunde Jules Fröhlich. All diese Werke sind reich von seiner Hand illustriert.

Bevor wir die Aufzählung seiner zahlreichen Arbeiten fortführen, sei hier zunächst seiner Mitarbeit durch Pinsel und Feder an seinem «lieben Almanach», wie er ihn so gerne nannte, dem «Grossen Strassburger Hinkenden Boten», gedacht.

Die ersten Spuren seiner Illustrationen sind bereits 1898 festzustellen. Gleichzeitig sollte er auch als Schriftsteller tätig sein und seine ersten historischen Erzählungen veröffentlichen, welche sich stets einer grossen Beliebtheit im Leserkreise erfreuen sollten.

Mit Geschick wusste er in alten Ueberlieferungen, in seinen persönlichen Erinnerungen, den Traditionen unserer Heimat den Stoff zu seinen spannenden Erzählungen zu finden. Seine effektive Mitarbeit endete erst in dem Augenblick, als der Tod seiner Hand die Feder entrang.

Das Vorwort, das naturgeschichtliche Kapitel, die Jahresübersicht sowie die Ephemeriden der französischen Ausgabe des Grossen Strassburger Hinkenden Boten von 1899 bis 1936, ohne Unterbrechung, entstammen seiner Feder, auch unterzeichnete er mit verschiedenen Pseudonymen.

Man wird sich gern seiner im Kalender erschienenen spannenden Erzählungen mit der Unterschrift «Ganier» (von 1906 bis 1916), «Stany d'Odratzheim» (von 1910 bis 1932), «Toby Newcome» (1915 und 1916), «Jean des Balmes» (1933) und auch «Tony Brione» (1934) erinnern. Einige der in den Jahren 1902 bis 1905 erschienenen Erzählungen hatte er zusammen mit

seinem Freunde Jules Froëlich ausgearbeitet.

Er wusste ebenso sehr die Leser mit seinen lebendigen und geschichtlich einwandfreien Illustrationen zu erfreuen. Seine umfangreichen historischen und dokumentarischen Kenntnisse erleichterten ihm die getreue, bildliche Begleitung seiner Texte. Bereits gegen 1932 jedoch erschwerten ihm Augenleiden und auftretende Altersschwäche die Weiterarbeit auf diesem Gebiet und liess ihn sorgenvoll ausrufen: «Ich habe physisch und moralisch dunkle Stunden verlebt. Ich verzweifelte vor dem Entsetzen beginnender Umnachtung der Augen des gestaltenden Künstlers: Das erlöschende Licht!»

Seine letzten Illustrationen erschienen im Hinkende Boten von 1934. Seine letzten Zeilen, welche er seinem treuen Freunde, Herrn Dr. Mathez, in die Feder diktierte, sind voriges Jahr im Hinkenden Boten von 1937 erschienen.

Anderweitig hatte er bereits bis 1914, im Dienst der Eisenbahngesellschaft des P. L. M., Plakate und Reklamezeichnungen entworfen. Als Kunstmaler zierte er die Kirche des Bonhomme mit Fresken aus dem Leben des hl. Dyonisius, ebenso dekorierte er die Kirchen von Russ und Niederhof, und hinterliess, ausser Werken im Stadthaus von Cirey-sur-Vezouse, als Wandgemälde Vogesenlandschaften im Restaurant Union zu Strassburg. Während langer Jahre war er der Urheber der heute seltenen historischen Kalender der Firma Berger-Levrault und der Imprimerie Alsacienne.

Fritz Kieffer zog ihn als langjährigen Freund zur Mitarbeit an den geschichtlichen und literarischen Ausgaben der Imprimerie Alsacienne heran. H. Ganier-Tanconville war der eigentliche Urheber des bekannten Werkes «Die Garnisonen im Elsass im XIX. Jahrhundert» — 100 prächtige Farbdrucke nach Aquarellen von Tanconville, Frédéric Regamey und Leo Schnug, welches 1913 unter der Leitung von Fritz Kieffer erschien. Eine dieser Tafeln von F. Regamey stellt H. Ganier selbst in der schmucken Uniform eines Mobildardelieutenants in Colmar 1870 vor. Kurz vor Kriegsausbruch erschien noch 1914 seine grosse Arbeit: «Les Alsaciens dans la Garde Imperiale

et les Corps d'Elite», doch hatten bereits zuvor sein entzückendes Album «Elsässer Lieder», ebenso wie seine Mitarbeit der «Contes et Recits Nationaux» und die Illustrationen zur «Invasion» von Erckmann-Chatrian die alten Erinnerungen seines Geburtslandes in alle Kreise des Elsass und Frankreichs getragen.

Seine in Zusammenarbeit mit Fritz Kieffer und Anselme Laugel veröffentlichten persönlichen Erinnerungen an Strassburg erschienen 1913 in der Sammlung des «Tour de France» von Octave Beauchamp unter dem Titel: «Autrefois — Hier — Aujourd'hui ou trois étapes de la vie de Strasbourg», welche den ganzen heute entschwundenen Reiz der Vergangenheit erwecken und deren Gedenken ihm bis zu seinem Tode mit ausserordentlicher Frische zugehen war.

Als echter, alter Strassburger bezeugte er stets eine unbezwingliche Vorliebe für Uniformen und Soldaten der Vergangenheit. Er begnügte sich nicht damit, ihnen seine Schriften und Illustrationen zu widmen. H. Ganier wusste auch eine alte Strassburger Tradition, diejenige der handgemalten Papiersoldaten, aufrecht zu erhalten.

Bereits in seiner Jugendzeit hatte er fleissig unter der Leitung von Alfred Touchemolin Soldaten gemalt und hat später ein um 1912 ausgeführtes vollständiges Diorama mit einer Parade des 18. leichten Infanterieregiments vor den alten Spitalwällen um 1835, dem Spielplatz seiner Jugend, fertiggestellt. Das Ganze nimmt heute im Historischen Museum an der Rabenbrücke, in einer grossen Vitrine, den Ehrenplatz ein. In gleichem Sinne beteiligte er sich ebenfalls an der Leitung der Uniformenzeitschrift «Le Passepoil», welcher er seit ihrer Gründung 1920 manchen Beitrag lieferte.

Hier möge noch kurz ein charakteristischer Zug aus einem Schreiben vom 31. Juli 1931 aus Baume-les-Dames Platz finden:

«Ich habe in einer Schachtel, gleich einer Reliquie, mit meinem Offiziersringkragen von 1870 eine kleine Abteilung meiner selbstgemalten «Micheles» aufbewahrt. Wenn mich dann das Heimweh packt, so stelle ich dieses kleine Bataillon

vor mir auf und schliesse mich ein, damit mich kein Unwissender stört.»

Henry Ganier hatte es als leidenschaftlicher Sammler und Forscher verstanden, eine erstaunliche Dokumentensammlung über Uniformen zusammenzutragen, welche er gern allen denen, welche sich an ihn wandten, uneigennützig und bereitwilligst zur Verfügung stellte.

Diese unermüdlische und arbeitsreiche Tätigkeit wurde bei der Internationalen Ausstellung in Nancy 1909, für seine langjährige Zusammenarbeit mit der Firma F. X. Le Roux mit einer Goldmedaille und ausserdem durch einen Preis der Académie Française, beehrt. Gewiss hätte er mehr verdient, doch seine natürliche Bescheidenheit liessen ihn, von offiziellen Ehren

fern, seine volle Befriedigung im Bewusstsein vollendeter Pflicht und der Anerkennung seiner zahlreichen Freunde finden.

Der Grosse Strassburger Hinkende Bote wird seinem grossen Freunde und langjährigen Mitarbeiter stets ein treues Andenken bewahren. Im Namen seiner zahlreichen Leser entbietet er seinem Sohne, Herrn Colonel Ganier in Nancy, sein tiefstes Beileid.

Die Erinnerung an den treuen Freund, welcher während bald fünfzig Jahren mit seinen Erzählungen und Bildern unsere Mussestunden köstlich auszufüllen und zu bereichern wusste, wird stets lebendig in den Herzen aller weiterleben.

Paul Martin.

## ★ Der Dicksack. ★

(Mit einer Abbildung.)

**H**err Stationsvorsteher, heute komme ich, um Ihnen zu danken, denn dies' Jahr ist es nun Schluss mit dem Apferversand.

— So! So! Und Sie sind zufrieden? Ist die Ernte gut ausgefallen . . . ?

— Mässig, mässig, Herr Stationsvorsteher, . . . für ein gutes Jahr wäre es kein gutes Jahr . . . , aber für ein schlechtes Jahr, war es kein schlechtes Jahr, wenn ich ehrlich sein will. So komm' ich denn, wie gesagt, um Ihnen zu danken für die Stellung all' der Waggonen für den Apferversand, und Ihnen zu sagen, dass es uns eine Ehre und ein Vergnügen wäre, wenn Sie an einem Ihnen passenden Sonntag kämen, um mit uns zu Mittag zu essen . . .

— Wie kann ich Ihnen für diese Ehre danken, Meister Pierre? Ich muss Ihnen gestehen, dass die hübsche Erscheinung von Fräulein Jeannette mich . . .

— Hört! Hört! . . .

— Das Haus des Bahnhofsvorstehers ist viel zu gross für mich allein . . . , und

ein liebes, nettes Frauchen aus anständiger Familie . . .

Meister Pierre sass auf seinem Stuhle wie auf brennenden Kohlen. Er wehrte mit beiden Händen ab, als wolle er weitere diesbezügliche Mitteilungen ablehnen:

— Nur langsam, meinte er, vor allem müssen Sie . . . meinem Bruder gefallen . . . !

— ?

— Er hat Jeannette 50.000 Fr. Mitgift versprochen, da er ihr Pate ist, wenn ihr Bräutigam ihm zusage; dies hat er am Tage der Taufe feierlich zugesagt, und es wäre allerdings Zeit, an die Angelegenheit zu denken, denn am letzten Sonntag hat er mir wiederholt, dass er mit Freuden sein Versprechen halten würde.

Inzwischen war Meister Pierre aufgestanden und hatte sich dem Stationsvorsteher genähert, er betrachtete ihn eingehend, wie der Bauer einen jungen

Stier betrachtet, den er auf dem Jahrmakkt kaufen will.

Charles Mirans war ausser sich, als Meister Pierre mit verschmitztem Lächeln Abschied nahm und ihm erklärte:

— Herr Stationsvorsteher, ich habe gute Hoffnung! . . . Mein Bruder kommt Monatsende zu Besuch . . . Abgemacht, wir erwarten Sie nächsten Sonntag . . .

\*\*

Drei Tage sind verstrichen. Wie jeden Morgen stand Charles Mirans auf seinem Posten vor dem Bahnhof und erwartete die Ankunft des Zuges, dem jedesmal etwa zehn Reisende entstiegen und der ebensoviele mitnahm. Für eine halbe Stunde ungefähr war etwas Leben um ihn herum zweimal im Tage. Glücklicherweise gaben die Güterabfertigung, die Schreibereien, die vorbeirasenden Schnellzüge, der Unterhalt des Gärtchens auch noch einige Abwechslung: kurzum, die Arbeit war nicht allzu schwer, und wenn er mal erst verheiratet wäre . . .

Ah! da kommt der Zug!

— Bitte die Fahrkarten abgeben! Beeilen Sie sich, die Gleise zu überschreiten, denn der Schnellzug von Havre fährt in 10 Minuten vorbei . . . ja! schon gut, ich reiche Ihnen Ihren Korb . . . bis zum Wagen, nicht wahr?

— Wenn Sie so freundlich sein wollen, Herr Stationschef.

— He dort! Mann! . . . hier ist der Ausgang!

Diese Worte waren an einen alten Bauern gerichtet, der, wie versteinert, auf dem Perron stehen blieb: er trug mächtige Schuhe, einen schäßigen Mantel und hielt in der Hand eine alte Tasche. Misstrauisch schaute er um sich, ohne auf das Zurufen Mirans' zu hören:

— Beeilen Sie sich, mein Herr, hier ist der Ausgang, und der Schnellzug von Havre rast in 3 Minuten vorbei . . .

— Schon gut . . . schon gut . . . gab der Bauer gelassen zur Antwort.

Langsam setzte er sich endlich in Bewegung, und Mirans trug den Korb weiter, den sein Eigentümer vor dem Stationsgebäude erwartete. Hierauf drehte er sich um, um sich zu vergewissern, dass der Bauer endlich folge. Oh Schrecken! er erblickte denselben zwischen den Gleisen gestikulierend, als sei er wahnsinnig geworden: ein Fuss hatte sich zwischen zwei Schienen festgeklemmt und es ward ihm unmöglich, sich frei zu machen. Von weitem schon sah man die Rauchwölken des heransausenden Schnellzuges . . .

Die Gefahr war drohend! Noch eine Minute und der arme Mann würde unfehlbar zermalmt sein! Ohne zu zögern, im vollen Bewusstsein, welcher Gefahr er sich aussetzte, stürzte sich der junge Stationsvorsteher auf den hilflosen Reisenden, den er aus seiner schrecklichen Lage zu entreissen versuchte! Beide stürzten zu Boden, gerade als der Schnellzug donnernd vorbeisauste.

Charles Mirans hatte sich blitzschnell erhoben und betrachtete kaltblütig den zu seinen Füßen liegenden, unversehrten Bauern, der seine alte Tasche gegen seine Brust drückte.

— Alter Freund, wir haben Chance gehabt!

Keine Antwort! Der Bauer schien stumm und blöde vor Schrecken. Mirans erbarmte sich, nahm ihn am Arm, um ihn zu führen.

— Sie müssen keine Angst mehr haben, es ist vorbei; kommen Sie wieder zu Sinnen und geben Sie mir bitte Namen und Adresse, damit ich meinen Bericht erstatten kann.

Immer keine Antwort! Mirans wiederholte seine Worte, wollte ihm seine alte Tasche abnehmen und behilflich sein, den Bahnhof zu erreichen: er wurde barsch abgewiesen!

— Kommen Sie, beruhigen Sie sich; wo soll ich Sie hinführen, lieber Mann?

Blödes Grinsen war die ganze Antwort.

— Welch' Dicksack! meinte der junge, ungeduldige Bahnhofsvorsteher.

Inzwischen hatten sich zahlreiche Neugierige herangedrängt. Um sich der begeisterten Menge zu entziehen, die dem wackeren Retter ob seiner Heldentat gratulieren wollte, liess Mirans den alten Bauern durch seinen Beamten in ein benachbartes Wirtshaus führen, wo

gewöhnlicher Sorgfalt gedeckt; in den Pfannen schmort es langsam und ein appetitregender, ganz herrlicher Duft verbreitete sich durch den Raum.

Der junge Mann konnte nicht länger staunen, denn im Hintergrund des grossen Raumes öffnete sich eine Tür, durch welche ein altes, gutgekleidetes, dickes Männchen kam, das behutsam in seinen Händen eine bekannte, abgenutzte Reisetasche trug . . .



Und was den « Dicksack » betrifft . . . hier nimm ihn.

er sich bei einem wohltuenden Schluck vollständig erholen könne; er selbst verschwand in seinem Bureau.

\*\*

Mirans dachte gar nicht mehr an den Zwischenfall, als er sich am folgenden Sonntag bei Meister Pierre einfand. Beim Betreten des Hauses schon fiel ihm etwas Ungewöhnliches, Geheimnisvolles auf: das grosse Wohnzimmer war leer und der Tisch schien mit ausser-

Charles wäre am liebsten im Erdboden verschwunden, als das Bäuerlein auf ihn zukam und sich vorstellte:

— « Der Dicksack », Herr Stationsvorsteher!

Das verschmitzte, alte Bäuerlein schien von der tragischen Begebenheit nur die einzige Erinnerung behalten zu haben. Der junge, gedemütigte Bahnhofsvorsteher wusste nicht, wie er sich verhalten sollte; er meinte:



— Darf ich hoffen, mein Herr, dass Sie mir meine unwillkürliche Ungeduld verzeihen werden, der ich . . .

— Die Ungeduld, junger Mann, ist ein hässlicher Fehler, meinte der Alte kaltblütig.

Der alte Bauer sprach dies mit rauher Stimme, die dem heiratslustigen Charles jedwede Hoffnung raubte . . . Welch' Pech! sollte dieser alte Griesgram ausgerechnet der Onkel Jeannettes und der Schiedsrichter seiner Zukunft sein? Und sollte, durch ein namenloses Missgeschick, dieser Mann von dem Ereignis nur die Erinnerung an ein allerdings unhöfliches, aber doch so entschuldbares Epitheton behalten haben?

Gesenkten Hauptes stand der schwerseufzende Bahnhofsvorsteher da! — In diesem Augenblick öffnete sich die Türe abermals und Jeannette, reizender denn je, kam lächelnd auf Charles zu, nahm ihn bei der Hand und zog ihn zu dem alten Bauern ihn, indem sie treuherzig sagte:

— Mein guter Onkel, mein lieber Pate, hier stelle ich dir Herrn Charles Mirans vor, der Dir das Leben gerettet hat.

Der alte Mann schaute beide betroffenen an; dann erhellten sich seine Gesichtszüge, und freudig meinte er:

— Wohlan, ich ergebe mich denn in Gottes Namen: Reiche mir die Hand, mein Neffe, und mache die Kleine glücklich! Und was den « Dicksack » betrifft, den sollst du haben, hier nimm ihn, und indem er die alte, schäbige Reisetasche in Charles' Arme legte, sagte er schmunzelnd: Sie enthält die Mitgift meiner Nichte!

*Jean Maublère.*

Das wichtigste Requisit. — Schmierendirektor (zum Othello-Darsteller): «Leider können wir heute den Othello nicht aufführen, soeben ist unser ganzer Vorrat an Stiefelwische gepfändet worden.»

Aufklärung. — A.: «Denken Sie sich, wir haben unsere Köchin schon über einen Monat!» — B.: «Wie ist das nur möglich?» — A.: «Sie brach sich den Fuss und liegt nun fünf Wochen im Bett?»

\*\*

Uneinträglicher Beruf. — Hauswirt: «Sie möchten meinen Laden mieten, was verkaufen Sie denn?» — «Bin Hasenhaarschneider.» — Hauswirt: «Dann werden Sie hier Heringsgeschäft, jetzt in einem Zigarrenladen.» B.: «Ja, mein Arzt hat mir Luftveränderung verordnet.»

\*\*

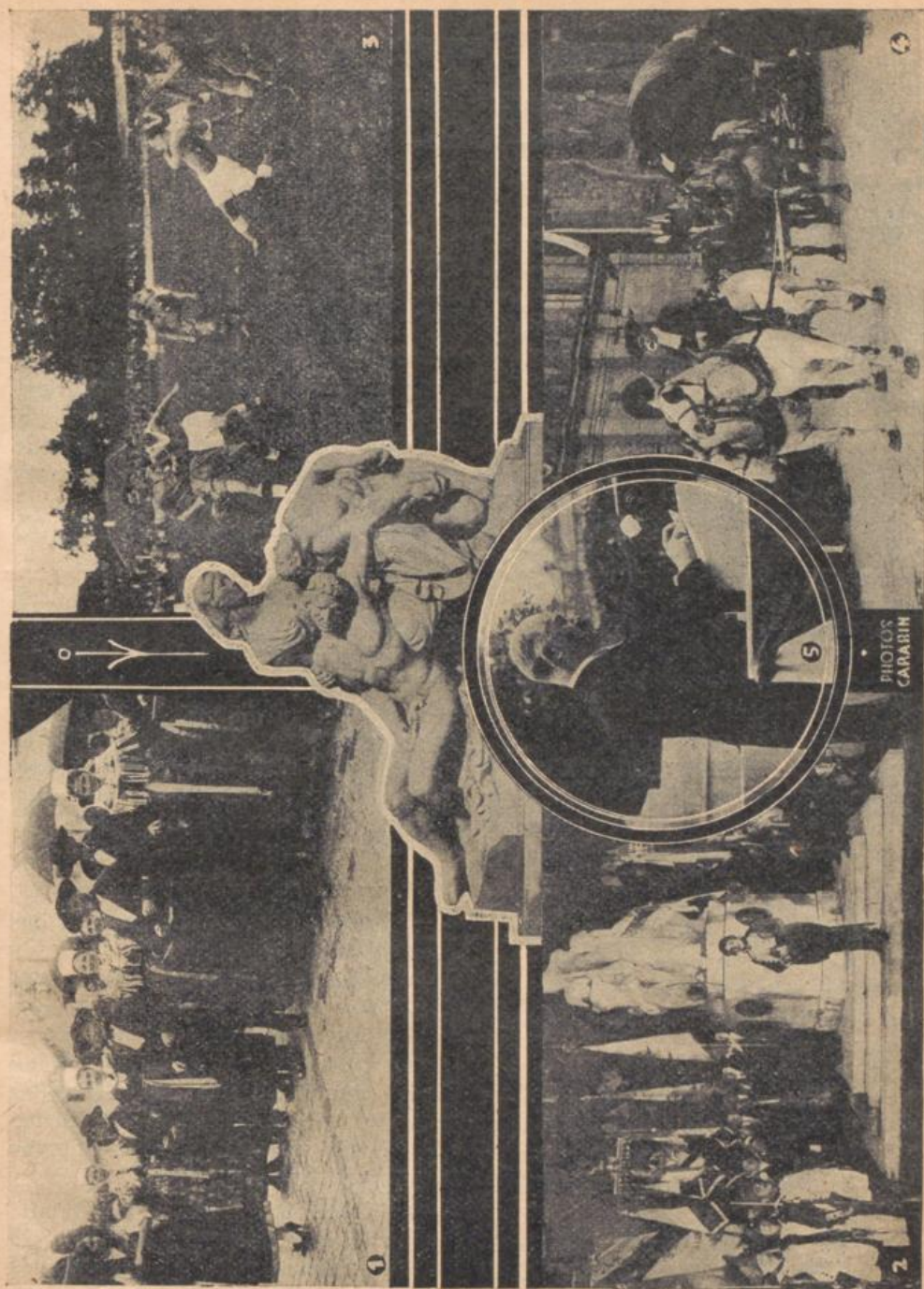
Wiedersehensfreude. — Richter: «Sie sind schon wieder wegen Diebstahls angeklagt, können Sie denn das Stehlen gar nicht lassen?» — Angeklagter: «Ja, Herr Richter, das ist nicht so leicht. Allemal, wenn ich aus dem Gefängnisse komme, macht meine Frau einen Gänsebraten, und den ess' ich gar zu gern.»

\*\*

Günstige Gelegenheit. — Sommerfrischler: «Wann beginnt denn eigentlich bei Ihnen die Saison? Sie schrieben mir doch, dass vor Beginn derselben die Zimmer noch billig seien!» — Vermieterin: «Das kommt ganz auf die Nachfrage an. Da Sie gleich acht Mann hoch kommen, haben wir die Saison sofort eröffnet.»

\*\*

Günstige Gelegenheit. — Frau Schulze: «Ich habe gehört, Ihre Köchin sei so schwer krank, Frau Meier, wie geht's ihr denn?» — Frau Meier: «Es geht schon besser, denn heute früh konnte sie eine halbe Stunde ausser Bett zubringen und kündigen.»



1) Trachtenfest in Weissenburg, 17. Mai 1937. — 2) Jahrestag der «*Marseillaise*» am Fusse des Denkmals «*La Marseillaise*» in Strasbourg. — 3) Football-Match Racing—Sochaux in Strasbourg. — 4) Weinfest in Colmar; der Umzug. — 5) (In der Mitte) Gefallenen-Denkmal, Place de la République in Strasbourg, welches am 18. Oktober 1936, durch den Präsidenten Lebrun, eingeweiht wurde.

## ☆ Die Puppe. ☆

Weihnachtsmärchen.

(Mit einer Abbildung.)

**W**eihnachtsabend ! Eisige Kälte herrscht in ganz Nordfrankreich und macht sich besonders in Arras fühlbar.

Lustig tanzen die ersten Schneeflockchen im traurigen, trüben Himmel und verkünden ein starkes Schneegestöber; es scheint, als wären die Sterne durch eine geheimnisvolle Hand am Firmament weggewischt und durch einen dichten Schleier ersetzt worden.

Die Kragen aufgestülpt oder in ihre Pelze eingemummt, eilen die heimkehrenden Passanten den Häusern entlang, ohne auch nur den Mut zu haben, den Kopf zu heben.

Dr. Valdour ist im Begriff, sein Haus zu verlassen; er ist sichtlich enttäuscht beim Anblick des unheimlichen Wetters.

— Sie werden schlecht fahren können, Herr Doktor, meint besorgt der Diener; wir haben Ostwind und alles ist zugefroren bei dieser bitteren Kälte!

— Macht nichts, mein guter Johann, erwidert gleichgültig der Arzt, indem er seinen dicken Pelzmantel behutsam zuknöpfte; ich habe Schlimmeres mitgemacht . . . zwanzig Kilometer sind rasch durchfahren.

Er tritt an sein Auto, prüft es sorgfältig mit Kennerblick, streichelt die Karosserie, als wäre sie ein lebendes Wesen, ein Pferd, das manche Strapazen mit seinem Herrn durchgemacht hat.

— Voran nun, alter Karren, meint er lächelnd. Es gilt Tempo einzuschlagen und uns nicht durch den Schnee verschütten zu lassen.

Noch prüfte der Arzt, ob all' die zahlreichen Weihnachtspakete auf dem Sitze gut verstaut waren, namentlich die kunstvolle Krippe mit ihren reizenden bunten Wachsfingern.

Da schien Dr. Valdour auf einmal etwas in Erinnerung zu kommen, denn seine Gesichtszüge nahmen einen ärgerlichen Ausdruck an. Hatte er doch in der Eile ganz vergessen, die schöne Puppe zu kaufen, die er seinem lieben Töchterlein versprochen hatte! . . .

Lässig setzte er den Motor in Bewegung.

Aber statt die Richtung nach dem Bahnhof und den Boulevards einzuschlagen, fuhr Dr. Valdour durch die Rue Ernestale und hielt vor den «Galleries». — Denn er gedachte der Ermahnung seiner Frau: «Vergiss ja nicht die schöne Puppe für Geneviève, schon so lange wünscht sie sich eine solche! . . .

\*\*

Erstaunt wiederholte der Arzt:

— Was? Sechzig Franken . . ., das ist horrent!

— Vergessen Sie bitte nicht, mein Herr, dass dies Spielzeug ein Luxusartikel ist; bewegliche Glieder, sehen Sie . . . verschliessbare Augen, wenn Sie sie wagerecht halten . . . und das reizende, rosafarbene Satinkleidchen . . . die seidnen Strümpfchen . . . wie gesagt, ein Luxusartikel.

— Na, meineten . . . her damit!

Und ohne abzuwarten, dass man das hübsche Spielzeug in eine Schachtel eingepackt habe, steckte Dr. Valdour die Puppe in eine der tiefen Taschen

seines Pelzmantels, worin sie mit Leichtigkeit Platz fand.

Nachdem er an der Kasse gezahlt, kehrte er zu seinem Wagen zurück, dessen Motor immer noch weiter surrte; auf dem Theaterplatz angekommen, schlug er Eiltempo an.

Der Tag ging zu Ende; die hereinbrechende Nacht bedeckte allmählich die Stadt; dicke Schneeflocken, Kon-

Schon waren die Boulevards hinter ihm; mit Windeseile fuhr er durch das Faubourg d'Achicourt, dann soweit es die schlechten Wegeverhältnisse erlaubten, ging's, mit vollem Gas, der Richtung von Agny zu.

Um ihn heulte der Wind unheimlich über die trostlosen, öden Stoppelfelder ringsum; die vollständige Dunkelheit vermehrte nur noch die ungemütliche



Tränen in den Augen, drückte er die mageren Aermchen des Mädchens noch fester gegen das schöne Spielzeug.

fettis gleich, fielen jetzt unaufhörlich auf die schmutzigen Strassen.

Auch die Lichter in den Häusern erloschen bereits nach und nach, alles in Schatten und Nacht hüllend; die fahlen Gaslaternen glichen altmodischen, längs der Kanäle aufleuchtenden Stocklaternen.

Dr. Valdour fror.

— Brr! Unheimliches Wetter, wenn mir nur der Motor nicht versagt . . .

Stimmung der menschenleeren Gegend, die nur durch die mächtigen Reflektoren der beiden Autolaternen, die ihre Strahlen auf die schneebedeckte Strasse gleiten liessen, etwas Leben erhielt.

Auf beiden Seiten standen die gespensterhaften, mit Raureif bekleideten, kahlen Bäume und glitzerten herrlich jedesmal, wenn die Lichtstrahlen der Laternen sie trafen. Die an den Strassenseiten wuchernden Gräser

lagen fast ganz erdrückt unter der Last des Schnees; feuchter, kalter Nebel lagerte sich nun noch auf die bereits hartgefrorene, weisse Erde.

Dr. Valdour hielt es für ratsam, das Tempo etwas zu verlangsamen; der Motor wurde ruhiger und ward bald durch das Heulen des Sturmes über-tönt; unheimliche, von einem unsichtbaren Kapellmeister dirigierte Musik!

Glücklich hatte der Arzt die Dörfer Wailly und Rivière durchfahren.

Zwischen Rivière und Berles jedoch wurde die Fahrt gefährlich, da der Schnee jetzt in kompaktem, undurchsichtigem Gestöber fiel, als solle die ganze Erde bedeckt werden; es ward geheimnisvoll, unheimlich, rings um den einsamen Fahrer, der seinen Weg jetzt nur noch schwer an den gespensterhaften, weissen Bäumen, längs der beiden Strassenseiten, erkennen konnte.

In einigen Minuten hätte er glücklich Berles erreicht . . .

Da tauchte plötzlich aus einem mit Raureif bedeckten Busch, am Fusse eines steinernen Kreuzes, eine altmodische Handlaterne vor ihm auf.

Instinktiv griff der Arzt nach seinem Revolver, den er stets bei sich trug.

Die Laterne schaukelte mitten in der durch die beiden Wagenlaternen erhellten Stelle.

— Was gibt's? . . . Was wollt Ihr?

— Ein Unfall . . ., antwortete eine jammernde Stimme.

— Sind Sie es, Dr. Valdour? . . . Wenn ja, so halten Sie, um Gottes Willen, meine eine zweite, energischere Stimme..

Misstrauisch seinen Revolver bereit, hielt der Arzt . . .

— Wo ist ein Unfall passiert? . . . antworten Sie schnell.

Da erkannte Dr. Valdour eine heran-nahende Frau, deren Gesicht ihm Zu-trauen einflösste.

— Madame Valdour hat uns ge-raten, Ihnen auf dieser Strasse ent-gegenzugehen und gesagt, Sie würden bald hier vorbeikommen . . . Bitte, kom-men Sie sofort zu Léopold Parnasse; sein Töchterchen ist von einem schwe-ren Lastwagen überfahren worden und liegt im Sterben . . .

\*\*

Es war ein schrecklicher Unfall ge-wesen!

Und was die Frau sagte, stimmte leider; das arme Kind lag im Sterben... Das schwere Fahrzeug war über den kleinen Körper gefahren, hatte das ganze Becken zerdrückt . . . Es war ein hoffnungsloser Fall.

Das arme Kind lag auf seinem weis-sen Bettchen; es stöhnte, unbeweglich, die Glieder schon kalt, einer gebroche-nen Blume gleich, die man zertreten hat, und die ihren letzten Duft den Um-stehenden spendet.

Inbrünstig bat die jammernde Mut-ter:

— Stillen Sie wenigstens die schreck-lichen Schmerzen, wenn es geht, Herr Doktor.

Tief ergriffen und fast beschämt ob seiner Machtlosigkeit, zog Dr. Valdour seine Injektionsspritze und bereitete sie.

— Eine Morphiuminjektion wird ihr Linderung verschaffen, meinte er, ohne selbst recht an einen effektiven Erfolg zu glauben.

Und während er sich über das arme Geschöpf beugte, um die Injektion vor-zunehmen, da kam die kostbare Puppe zum Vorschein, die er in die Tasche seines Pelzmantels gesteckt hatte.

Die arme Kleine strahlte beim An-blick des Spielzeuges.

In ihren angstvollen Augen leuch-tete es vor Ueberraschung und Freude . . . die schwachen Aermchen versuch-ten nach der lockenden Erscheinung zu haschen; wie herrlich wäre es wohl,

sie zu schaukeln und sich in den letzten Lebenszügen eine letzte Freude gönnen zu können . . .

Valdour zog die Puppe hervor, die schöne Puppe, die er für sein geliebtes Kind gekauft! Behutsam legte er sie in die Arme des sterbenden Kindes, das sie fest ans Herz drückte. Er wusste wohl, was ein Spielzeug für dies arme Wesen bedeutete . . . Tränen in den Augen, drückte er die mageren Aermchen des Mädchens noch fester gegen das schöne Spielzeug . . . sie waren schon kalt diese Aermchen der lebenden Puppe, die jetzt, in dieser eisigen Weihnachtsnacht zu den Engeln einzog.

Die letzten Blicke des sterbenden Kindes waren für den Arzt, der in Gedanken vertieft, wie abwesend schien; auf einmal fühlte er, wie seine Hand von einer andern Hand mit einem ausdrucksvollen, kräftigen Druck erfaßt wurde . . .

Es war der trostlose Vater des Mädchens, ein biederer, kräftiger Bauer, der keine Dankesworte für den Arzt fand, durch seinen Händedruck aber all' seine Erkenntlichkeit auszudrücken versuchte.

\*\*

Bevor er seine Villa betrat, klopfte Dr. Valdour beim Spezereihändler des Dorfes an, der ob des nächtlichen Besuches höchst erstaunt schien . . .

— Haben Sie Puppen? ... aus Zucker, Pappe, Marzipan . . . aus irgend etwas? Er glaubte erklären zu müssen:

— Für meine Tochter . . ., ich hatte versprochen, eine aus Arras mitzubringen und . . . ich habe es vergessen!

— Tut mir unendlich leid, Herr Doktor, ich habe nur ganz gewöhnliche Püppchen aus Papiermaché mit Sägespäne, wie man sie hier verkaufen kann, meinte der Spezereihändler.

Dr. Valdour erstand die schönste und ging weiter. . . .

Seine Rückkehr war selbstverständlich eine Enttäuschung für seine Frau, die einen Tadel nicht unterdrücken konnte:

— Du, der du so viele unnötige Ausgaben machst, hättest dich doch für dein Kind etwas freigebiger zeigen können . . ., meinte Madame Valdour vorwurfsvoll.

Unter dieser ungerechten Anklage biss der Arzt die Lippen zusammen:

— Die « Galeries » waren bereits geschlossen . . ., dies ist alles, was ich noch in einer Spezereihandlung gefunden habe . . . gab indessen Dr. Valdour gelassen als Entschuldigung zur Antwort.

\*\*

Es war spät. Als Geneviève schon schlief und Dr. Valdour, in Begleitung seiner Frau, sich behutsam in das Schlafzimmer ihres Kindes begaben, um daselbst die Krippe und die kleinen Kindersehuhe im Kamin aufzustellen, damit das Mädchen bei seinem Erwachen eine freudige Ueberraschung fände, da konnte der Arzt nicht umhin, seiner Frau die Erlebnisse seiner Fahrt zu erzählen, wohl wissend, dass sie ihm die vermeintliche Vergessenheit verzeihen würde . . .

So kam es denn, dass Dr. Valdour an diesem Weihnachtsabend den zärtlichsten Kuss, den er je im Leben erhielt, bekam . . . Und so kam es auch, dass an jenem Abend, im Hause des guten Samariters, die Engel aus dem jubelnden Paradies reichlich mit Gaben der göttlichen Vorsehung beladen, herniederstiegen, um sie über sein Haus und dessen Bewohner zu verteilen.

Beim Anblick ihres schlafenden Kindes, das von Engeln träumte, begriffen Dr. Valdour und seine Frau so recht, dass das echte Glück immer nur aus der Zufriedenheit des Gewissens entstammt.

Jean POITEAU.

## Das Gold der Santa Catalina.

Unveröffentlichte Novelle

(Mit einer grossen Abbildung.)

Der wohlthuende Ozean umgab mit seinem mächtigen Zauber die rohen und gewalttätigen Leute, die die Schiffsbesatzung der « Santa Catalina » bildeten. Zorn und Hass konnten nicht dem Wiegenlied der Wellen widerstehen, die beständig versinken, um sich alsbald wieder aufzutürmen, beim eintönigen Rauschen des Pumpenwassers, beim anmutigen Schaukeln der Seemöven, beim Anblick des Unendlichen. Wie die Brandung die Felsenklippen zerstört, ebenso auflösend wirkt auch die Harmonie des Ozeans auf die Bilder von Bürgerkrieg, Mord und Brand.

Die « Santa Catalina » stand in Diensten der Revolutionäre; die Schiffsbesatzung war eine höchst bunte, die sich aus allerhand Leuten zusammensetzte: echte Matrosen, Kommunisten, Anarchisten. Etliche hatten bereits eine Reihe von Schandtaten begangen. Dies war dem Kapitän — einem alten Seebären — auch ganz egal. Er tat seine Pflicht und Schuldigkeit, schaute den Leuten aufrichtig in die Augen und wusste sofort, mit wem er es zu tun hatte, je nachdem die Kerle seinen durchdringenden, mutigen Blick aushielten oder denselben mieden. Von Zeit zu Zeit strich er über die an seiner Seite hängende Repetierpistole, die in seiner roten Leibbinde das übliche, katalonische Messer ersetzte, das seine Mannschaft trug.

Die Santa Catalina hatte ihre Ladung in Bilbao an Bord genommen; ihr Bestimmungsort war Saint-Nazaire. Diese Ladung — Orangen — war nicht sonderlich umfangreich. Ausserdem waren allerdings einige schwere, gut verschlossene Kisten — was mochten sie wohl

enthalten? — verladen worden. Auf der Rückfahrt würde jedenfalls die Schiffsladung bedeutender sein und auch Waffen, Lebensmittel, Medikamente, kurzum alles mitnehmen, was kriegsführende Menschen brauchen.

Auf der Santa Catalina befanden sich ferner drei Damen, die noch im letzten Augenblick, mit einem Pass des Konsuls von Argentinien versehen, eingeschifft wurden; das Schiff fuhr bereits davon. Von ihrer Schaluppe hatten sie den Matrosen zugerufen, und der gutmütige Kapitän liess wieder halten, sodass die drei Frauen an Bord steigen konnten. Wohl hatten einige der Leute feindselige, nicht gerade zuverlässige Blicke auf die Passagiere geworfen, sodass dieselben beinahe um Verzeihung gebeten hätten, und lieber wieder in ihre Nußschale zurückgekehrt wären, um zu versuchen Saint-Jean-de-Luz zu erreichen. Doch drohender Wind erhob sich, die Schlagwellen wurden gefährlich, und eine der Damen konnte nicht schwimmen. Nein! Es war entschieden besser, sich unter den Schutz des vertrauenerweckenden Kapitäns . . . und ihres eigenen Reizes zu stellen, der allerdings nicht soviel Wert wie eine Repetierpistole hatte; zumal wir ja wissen, wie wertlos dieser Reiz im Verlaufe dieses mörderischen Bürgerkrieges für viele Senoras gewesen. Auf hoher See, weit vom Gemetzel, konnten sie dennoch einigen Schutz erhoffen, denn, wie gesagt, ist der Ozean ein mächtiger Beschwichtiger; dazu noch ein holdes Frauenlächeln . . ., da würden auch die grausamsten Kerle nicht widerstehen.

Die drei Damen waren die Mutter und ihre beiden Töchter; erstere hatte ihre

schlanke Figur behalten, war noch schön mit ihrem bräunlichen Teint und ihren herrlichen, schwarzen Augen. Wunderbare Augen, welche auch die beiden Töchter besaßen, namentlich die sechzehnjährige Jüngste mit ihrem holdseligen Lächeln, stets lebenslustig, trotz des Bürgerkrieges, trotz des verlorenen Hab und Gutes und der Ungewissheit der Zukunft. Das richtige, sorgenlose Baskenmädchen, das inmitten rauchender Trümmer noch getanzt hätte. Dies holdselige Lächeln glich hellen Sonnenstrahlen! Mutig und gelassen, ohne Stolz, schritt das Mädchen auf dem Schiff, sich mit jedermann freundlich unterhaltend, einher. Die ganze Schiffsmannschaft kannte bald ihren Namen — Assomption — und hatte sie lieb gewonnen.

Die Maschine arbeitete unter Hochdruck: dem Kamin entstiegen brennende Stückchen Kohlen, die der Westwind auf Steuerbordseite jagte, und der niedersinkende Rauch beschrieb auf dem Meer traurige Arabesken.

Grosse, violette Wolken tauchten ständig am Horizont auf, den Küsten Frankreichs zufliehend. Und wie es oft vorkommt, riss der Wolkenschleier am Horizont, als die untergehende Sonne am Meeresrand verschwand und rosige Strahlen gen Himmel und goldfarbige auf den Meeresspiegel streute. Es war ein herrliches, rasches Feuerwerk. Als die Sonnenkugel verschwunden, erlosch auch der Goldflimmer auf dem Meeresspiegel und langsam verfinsterte sich das Firmament.

Das Schlingern nahm unter dem Wellenanprall zu, die den Frachtdampfer von Back-Bordseite angriffen. Es würde eine anstrengende Nacht geben. Das älteste der beiden Mädchen fühlte sich unwohl, wickelte sich in Wolldecken ein und legte sich irgendwo auf das Deck, denn in den Kabinen schien ihm die Luft unausstehlich. Assomption lehnte an der Reeling und die anprallenden Wellen bespritzten ihr Gesicht.

Der Matrose Juan, der der Anarchistenpartei angehörte, sagte zum Matrosen Carlos Jarez:

— Schau' die Kleine, ein echter Matrose, was . . . ?

— Ja! . . ., die Seele eines echten Matrosen, meine ich eher!

Juan antwortete erst nach längerem Schweigen:

— Habe die Revolution mitgemacht und bin dennoch derselbe Juan geblieben; sprechen wir lieber von etwas anderem . . . Dann meint er:

— Weisst du eigentlich, was wir in den Kisten transportieren, die so sorgfältig unter der Aufsicht der Milizsoldaten verladen wurden?

Carlos gab zu verstehen, dass er es nicht wisse.

— Du willst es nicht sagen. . .

— Per Bacco, Kamerad, du träumst! Ich weiss es nicht! Uebrigens kann es mir ganz egal sein.

Der Andere zuckte mit der rechten Schulter, ein Reflex, herrührend vom Kabelziehen.

— So werde ich dir sagen, Kamerad, welches meine Ansicht ist: Ich meine, es könnte wohl Gold sein . . . in Barren . . . oder in Münzen. Du erinnerst dich doch noch, wie schwer sie waren, per la Madonna.

Obwohl weder an Gott noch an den Teufel glaubend, hatte Juan dennoch die Gewohnheit, die im frommen Spanien so gebräuchlichen Anrufungen zu machen.

— Das stellt doch mindestens ein Vermögen dar, um sorglos den Rest seiner Tage mit einer schönen Frau, in eigenem Haus verbringen zu können. . .

— Ja gewiss! — antwortete endlich Carlos, nur um den Kameraden zufriedenzustellen, denn er hatte absolut kein Interesse an der Sache.

Juan hingegen dachte laut:

— Wohl . . . all' dies schöne Gold wird dazu dienen, um Waffen und Munition gegen Franco zu kaufen. . . Wenn man aber nur eine dieser Kisten hätte. . .



— Du bist wohl ganz toll!

— Dies wäre nicht unmöglich, weisst du!

Die junge Assomption ging längs der Reeling auf und ab, ungeachtet des Schlingerns; sie wankte kaum. Als sie an Juan und Carlos vorbeiging, meinten diese:

— Bravo! Senorita, Sie sind fest auf den Füßen, wie ein echter Matrose . . .

Sie lächelte freundlich und Juan trat vor, sein Zigarettenpaket in der Hand, das er dem Mädchen hinhielt. Sie lehnte dankend ab, etwas erstaunt, lächelte dennoch weiter und fand rasch eine Entschuldigung:

— Wissen Sie . . . es würde mich seckrank machen.

— Im Gegenteil, nichts Besseres, um demselben vorzubeugen . . .

Der Matrose grinste frech und seine Blicke folgten ihr. Der Kapitän kam, um Carlos zu sagen, dass er von Mitternacht ab den Dienst am Steuerruder zu übernehmen habe.

Als er sich entfernt hatte, meinte Carlos zu Juan:

— Um mir so von diesem Golde zu sprechen; musst du jedenfalls irgendeinen Plan haben.

— Schwöre, nichts zu sagen!

— Es ist geschworen . . . auf die Freiheit.

— Und wir teilen . . . obwohl ich es bin . . .

— Na! Hör mal — « obwohl ich es bin » — wenn du einen Plan hast, und willst, dass ich dir helfe, so wird redlich geteilt und ohne Schikanen.

— Schon gut, du hast recht; so höre denn zu: du übernimmst deinen Dienst um Mitternacht; er zog seinen Kameraden am Aermel auf das Hinterdeck, woselbst sie einige Zeit heimlich verhandelten.

MITTERNACHT. — Kein Mann ist sichtbar; das Meer braust, die Maschinen pulsieren weiter. Gebälke krachen, der Wind heult im Tauwerk. — Carlos fasst mit beiden Händen das

Steuerrad. Die drei Damen haben sich in ihre Kabine zurückgezogen, da schwere Sturzwellen das Hinterdeck überschwemmten und sie mit Meerwasser bespritzten. Bei jedem Windstoss scheint das Schiff zu stöhnen und abzutreiben; mit einem wuchtigen Steuerdruck lenkt es Carlos wieder auf seinen richtigen Weg.

Zwischen den zerrissenen Wolken leuchten hin und wieder Sterne. Am Horizont, auf Steuerbordseite, dreht sich unaufhörlich der Leuchtturm von Corduan.

Der Steuermann allein wacht, in der Unendlichkeit verloren. Er allein ist es, der die intelligente Willenskraft des Menschen, den blinden, entfesselten Elementen entgegenstellt, des gebrechlichen, vergänglichlichen und . . . leidenschaftlichen Menschen. Nicht zum ersten Mal steht Carlos allein da am Steuer, mitten in der Nacht, bei schlechtem Wetter; es ist vielleicht schon das hundertste Mal; aber heute erst fühlt er, wie sehr ihn diese Einsamkeit drückt, woran die Pläne Juans, all' dies im Schiffsraum aufgestapelte Gold schuld ist . . .

« Oro », dies Wort tönt in seinen Ohren, wie von einem Dämon gesprochen. Trotz der Nacht funkelt der Glanz des Metalls vor seinen Augen, und sein Wahn verfolgt all' die herrlichen Reize, die es verschaffen kann.

Die Revolution hat sie nicht bereichert und . . . wie viele, viele Unschuldige mussten fallen . . .

Schritte nähern sich; Carlos schreckt auf, die Wahngelbte entschwinden. Eine Hand legt sich auf seine Schulter. « Geht's, mein Junge? »

— Es geht, Kapitän!

— Wo sind wir? — Ah! hier rechts, auf Steuerbordseite, ist Corduan.

— Ja! Kapitän.

Der Kapitän denkt nach, untersucht den Sextanten und laut gibt er die genaue Schiffslage bekannt: Mehr Nord-